

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Aus der Heimat - über die Heimat

Albrecht, Karl

Frankfurt a.M. [u.a.], 1908

Anhang für Schulen des deutschen Nordwestens. (Quarta.)

urn:nbn:de:gbv:45:1-7850

Anhang

für Schulen des deutschen Nordwestens.

(Quarta.)

Inhalt:

Nr.	Seite	Nr.	Seite
1. Die Fehne Ostfrieslands	1	6. Graf Anton Günther	18
2. Das Moorbrennen und der Buchweizenbau	4	7. Das oldenburgische Wappen	21
3. Deiche und Fluten an der Nordsee Küste	8	8. Friesengruß	23
4. Das Weserufer von Bremen bis Bremerhaven	10	9. Friesenstolz	24
5. Die Einführung des Christentums in Oldenburg	15	10. Willehadus' Tod	25
		11. In den Ruinen einer Klosterkirche	26
		12. Auf der Heide singt die Lerche	26
		13. Himmelfahrt	26

I. Die Fehne Ostfrieslands.

Vorenwell und Hummel. Charakterbilder aus deutschen Gauen usw. Hannover, 1885.

Die Fehne (holl. veen = Moor) sind planmäßig angelegte Torfgräbereien, Kolonien im Moor, mit dem doppelten Zweck der Torfgewinnung und der Kultur des Untergrundes und zu dem Ende mit einem schiffbaren Kanal versehen. Überraschend ist der Eindruck einer Fehnanlage, wenn man sich derselben von der Moorseite naht. Stundenlang wandert man über die totenstille, einförmige, mit brauner Heide und spärlichen Gräsern bestandene Fläche des Hochmoors. Da tauchen endlich in der Ferne dunkle, große Torfhaufen auf, zwischendurch Schiffsmasten, die mit ihren flatternden Wimpeln im Moor zu stehen scheinen, Häuser, Mühlen und Bäume, von denen nur die Dächer, Flügel und Kronen zu erblicken sind. Munter fördern wir jetzt unsere Schritte, und bald tritt alles deutlicher hervor. Da durchzieht ein Graben die Fläche, von der Hand des Menschen ausgeworfen, als wolle man der Weite



eine Grenze ziehen; wir umgehen denselben oder durchschreiten ihn auf schlammigem Steg, kommen zwischen lange, schwarze Torfreihen und mächtige, graue Torfhaufen, die uns den Blick versperren, und stehen plötzlich am steil abgeschnittenen Rande des Hochmoors. Welch ein Gegensatz! Hinter uns die trostloseste Ode, vor uns das regste Leben an allen Enden! Ein breiter Kanal zieht sich in unabsehbarer Länge hin durch die blühende Landschaft, deren Reize durch den dunklen Hintergrund nur um so mehr hervortreten. Rechts und links am Ufer erheben sich in einer Entfernung von 50 bis 100 Schritt, je nach der Breite der Kolonate, kleine, strohgedeckte Häuser, deren Wände zuweilen nur aus Torf und Lehm aufgeführt sind, oft noch im Bau begriffen, aber doch schon umgeben von einem kleinen Gärtchen, für das man den Raum aus dem anstoßenden Hochmoore herausgeschnitten zu haben scheint. Fast vor jedem Hause liegt ein Schiff, an Wert oft die ganze Wohnung des Fehnbauern übertreffend. Wir steigen von dem schwammigen Moore nieder zu dem festen Untergrunde, auf dem sich die Fehne aufbauen, und, wohin sich der Blick wendet, überall begegnet er dem regsten Fleiße. Dort am Rande des Hochmoors ist ein „Plög“ von Torfgräbern, Männern und Frauen, noch geschäftig, die schwarze Masse aus der „Pütte“ (dem Torfschacht) zu heben und den nassen Torf in die Schläge zum Trocknen zu lagern, hier karren schwächere Kräfte, unter denen oft Kinder, den Schuljahren kaum entwachsen, den trockenen Torf von der Höhe ins Schiff; dort bringt man den herbeigeführten Überfluß der Marsch: Stroh, Dünger, Schlick und Kleierde ans Ufer, hier sind wieder andere tätig, die Haufen auf den neugewonnenen Untergrund zu bringen, der für die nächste Aussaat zu „Land“ gemacht werden soll. Fahrzeuge, mit Torf, Lehm oder Sand beladen, gehen ab, die schmucken roten und weißen Segel vom günstigen Winde gebläht, andere kommen mit allerlei Rückfracht wieder an, vom Schiffer selbst oder seinem Knecht am langen Seil gegen den Wind gezogen oder mit langen Stemmstöcken (Klötstöcken) vorwärts geschoben. Wir gehen am Kanal hinunter; immer weiter sind die braunen Ufer des Hochmoors, die das Fehntal begrenzen, zurückgedrängt; immer länger werden die „Aufftrecken“ kultivierten Landes, immer stattlicher die mit schattigen Linden umgebenen Häuser, immer größer die Gärten, die üppigen Kornfelder, die kleeigen Wiesen, auf denen dem Marschvieh gleichende Röhre grasen. Schiffshellinge und Werften, eine auffallende Erscheinung mitten im Lande, zeigen sich, Korn- und Sägemühlen und Gewerbebetriebe aller Art unterbrechen die Häuserreihen, stattliche Schulen und auf den größeren Fehnen auch Kirchen und Türme erheben sich, Zugbrücken und Stege verbinden die gegenseitigen Ufer, und in einer Stunde durchwandert man alle Entwicklungszustände von den ersten Anfängen einer Moorcolonie bis zum Dasein

eines blühenden Fleckens. Und doch liegt oft die Zeit noch kaum ein Menschenalter zurück, wo sich auf diesem lebensvollen Schauplatze nur Moor und Heide, unwirtbar und sumpfig, unbebaut und unbewohnt, dem Blicke darbieten! Woher der Wandel? Der schiffbare Kanal ist die Lebensader der Fehne, „die Mutter der Fehntjer, die ihnen Milch und Brot gibt“. Er verwandelt die grauenhaftesten Einöden in blühende Kolonien und schafft diese Musteranlagen, in denen Landwirtschaft und Schifffahrt sich gegenseitig die Hand reichen; durch ihn entsteht Handel und Wandel, Arbeit und Wohlstand. Freilich bedarf es dabei der beharrlichsten Tätigkeit seitens der Bevölkerung. Welche Mühe verursacht schon die erste Aushebung des Kanals und der spätere Unterhalt desselben, und welche eine Fülle von Arbeit liegt zwischen dem ersten Torfstich und dem kultivierten Fehnkolonat! Wenn zur Frühlings- und Sommerzeit in anderen Gegenden der Landmann noch süß von den Anstrengungen des Tages in den Armen des Schlafes ruht, sind die Pioniere des Moores, die Torfgräber, schon in voller Tätigkeit; selbst im Winter ruht die Arbeit der Landkultur nur dann, wenn der Frost ihr Halt gebietet. Wenn der Vater mit seinem „Wassermagen“ hinabfährt zur Stadt und in die Marschen oder vielleicht als Steuermann oder Kapitän auf einem größeren Fahrzeuge in fernen Landen weilt, schaltet die Frau mit den Kindern daheim und auf dem Felde, unterhält nicht bloß mit den Erzeugnissen der Wirtschaft das Hauswesen, sondern versorgt auch das Schiff mit Nahrungsmitteln aller Art. Bei diesem allseitigen Fleiße findet die Armut keine Stätte auf den Fehnen, und trotz der schweren Arbeit herrscht hier, mehr wie sonst bei den Bewohnern des Innern Ostfrieslands, ein frisches, dem Frohsinn und der Lust, Gesang und Scherz zugeneigtes Wesen, das auch, wie die sonst auf der Geest seltenen Fahnenstangen vor den Häusern beweisen, regen Anteil nimmt an dem öffentlichen Leben der Nation. Mag dies teils seinen Grund haben in dem durchschnittlichen Wohlstand und in dem sicheren Lohn, der auch dem jungen Kolonisten, der noch Jahre schweren Ringens und Schaffens vor sich hat, winkt und ihm bei jeder „Talfahrt“ in den älteren Teilen des Fehnes als Ziel vor Augen tritt, so trägt doch namentlich zu diesem Charakter der Fehne der Verkehr bei, in den ihre Bewohner mit der übrigen Welt treten. So werden hier Männer erzeugt, die, von früher Jugend auf an harte Arbeit gewöhnt, gestählt gegen alle Unbill der Witterung, mäßig im Genuß, beseelt von unermüdlicher Tatkraft und wagemutigen Unternehmungsgeist, sich wie keine im deutschen Vaterlande besser für den schweren und gefährvollen Seemannsberuf eignen. Der Kanal und des Vaters Schiff sind der Tummelplatz, auf dem die Fehnjugen gleich kleinen Hydrioten heranwachsen; das Wasser ist ihr erster, bester und liebster Freund, ihr Bekannter von den Tagen der Kindheit



an, im Sommer beim „Budden“ und Baden, im Winter auf dem Eise. Früh lernen sie, mit Boot und Jolle fertig zu werden, zu steuern und die Segel zu stellen, früh selbst den Schiffsmast zu erklettern. „Und von dem kleinen Rahne geht's flugs ins große Schiff.“ Ob der Knabe Schiffer werden, ob er „zur See“ wolle, das ist bei den wenigsten die Frage, das versteht sich von selbst, und so erklärt es sich, daß nicht die Marschen der Flußufer und der Meeresküste, sondern die Fehne die Heimat unserer Schiffer, die Pflanzschule unserer Marine sind, daß man unser seefahrendes Volk da suchen muß, wo man es am wenigsten erwarten sollte, im Binnenlande, mitten im Moore, mehrere Meilen von der See und selbst von den Flüssen entfernt; daher auch das Vorkommen von Steuermannsschulen, wie die zu Timmel und Rhaudefehn, fern von den Küsten des Landes.

2. Das Moorbrennen und der Buchweizenbau.

Poppe. Zwischen Ems und Weser. Oldenburg und Leipzig, 1888.

Das Moor, auf dem Buchweizen gebaut werden soll, muß zunächst entwässert werden. Dies geschieht dadurch, daß man kleine Gräben, sog. Gruppen, durch das Moor zieht. Diese Arbeit beginnt schon im Herbst und wird während des Winters fortgesetzt, wenn eine gelinde Witterung es zuläßt. Die Gruppen sind etwa sechs Schritt voneinander entfernt, 60 bis 90 cm breit und 45 bis 60 cm tief. Die herausgegrabene Moorerde wirft man nach beiden Seiten. Auf diese Weise entstehen lange, schmale Äcker, die hin und wieder noch von Quergruppen durchschnitten werden, so daß alle Abzugsgräben in Verbindung stehen. Nun nimmt der „Moorcker“, so heißt der Moorbewohner, eine Hacke, haut damit in den Boden und reißt mit einem Rucke große Moorschollen um, die unordentlich durcheinandergewürfelt den Winter über liegen bleiben und durchfrieren, so daß sie mürbe und locker werden. Im nächsten Frühjahr werden die Gruppen nachgesehen und aufgeräumt und auch die Schollen wieder aufgekrakt, damit sie locker liegen. Im zweiten Jahre ist jedoch das Hacken überflüssig; es bedarf alsdann nur einer Auflockerung des Bodens vermittelt einer Hacke. Die Schollen werden im April oder Mai zum Trocknen zu kleinen Haufen aneinander gestellt. Sind sie genügend abgetrocknet, so beginnt das Moorbrennen. Die Haufen werden angezündet und die brennenden Schollen gegen den Wind auf dem Acker überall umhergeworfen, damit auch die auf dem Boden liegenden Stücke sich entzünden. Beim Brennen hat der Moorcker schwere, dicke Holzschuhe an und eine langgestielte, alte, durchlöchernte Pfannkuchenpfanne in der

Hand, mit der er die glimmenden, schmauchenden Moorflöße auflodert und gegen den Wind wirft. So steht er mitten im dicken Rauch. Nicht bloß Männer, sondern auch Frauen und Kinder verrichten dies Geschäft. Wohl gehört eine urgesunde Brust dazu! Die Tränen laufen dem Moorbrenner fortwährend über die Backen, und manchmal schrickt er, das Gesicht verziehend, in die Höhe, weil ihm ein Funke auf die Hand fiel, oder gar durch Strümpfe und Hosen brannte. Aber alles dies läßt er sich nicht verdrießen. Überall ist er bemüht, die Verbreitung des Feuers über die angrenzenden Heidefelder zu verhindern, die Schollen auseinanderzuwerfen und das Feuer gleichmäßig über den Acker zu verbreiten.

Es kommt nicht darauf an, daß das Feuer in Flammen auflodere, vielmehr ist es besser, wenn es gelinde brennend und schmauchend fortschreitet. Daher dürfen die Schollen auch nicht allzu trocken werden, damit sie nicht vollständig verbrennen, sondern nur anbrennen. Durch die Hitze wird eine Zersetzung des Bodens bewirkt und demselben die überflüssige Humusäure, die das Wachstum hindert und die im Moorboden im Übermaß vorhanden ist, entzogen. Darin eben besteht größtenteils die befruchtende Wirkung des Brennens; die Asche allein tut's nicht.

Bei anhaltender Dürre im Frühlinge kann das Moorbrennen gefährlich werden. Das Feuer brennt nämlich immer tiefer ins Moor hinein, so daß es nicht gelöscht werden kann; es wird manchmal vom Winde fortgeweht und verursacht alsdann große Heide- und Waldbrände, ähnlich den Steppen- und Präriebränden.

Der von den nordwestdeutschen Mooren zur Zeit des Brennens aufsteigende Qualm bildet eine ungeheure Rauchwolke, die sich dann über eine weite Länderstrecke verbreitet, über Holland, das mittlere und südliche Deutschland, bis in die Schweiz hinein. Der Moorrauch ist somit eine wahre Landplage, und man hat alle Ursache, ihn zu verwünschen, weil er uns die schönsten, sonnigsten Tage des Frühlings verdirbt. Welch einen brandigen, moderigen Geruch verbreitet er! In welchem dichten, undurchdringlichen Nebel hüllt er Himmel und Erde! Die Sonne vermag ihn kaum zu durchbrechen; wie eine blutrote Scheibe steht sie am Himmel. Alle Gegenstände erscheinen in einer gelbrötlichen Färbung, wie wenn man durch ein ähnlich gefärbtes Glas schaut. Unsere Brust atmet beklommen, unsere Stimmung ist niedergedrückt. „Ganz Deutschland merkt's, wenn unsre Moore brennen!“ wie's in einem Liede heißt. Nur die muntere Lerche steigt trotz Qualm und Rauch zum Himmel empor und schmettert hoch aus heitrem Blau ihre Frühlings- und Freiheitshymne zur bedrückten Erde hernieder.

Daß man den Moorrauch in Süddeutschland „Höhenrauch“ nennt,

ist bekannt, desgleichen, daß ihn sogar Gelehrte für ein zersetztes Gewitter hielten usw. Wir wissen besser, wo seine Heimat ist, weil wir das Vergnügen haben, seine Landsleute zu sein. Man hat dem Moorrauch viel Böses nachgesagt, z. B. daß er dem Pflanzenwuchse schädlich sei, daß er das Abfallen der Obstblüten verursache, daß er Regen und Gewitter zurückhalte usw. Wir lassen es dahingestellt, was Wahres an diesen Beschuldigungen sei.

Ist das Feuer erloschen, so wird der Buchweizen gesät. Dies geschieht von Mitte Mai bis Mitte Juni.

Auf neuem Lande wird der Same eingehackt, auf älterem, schon festerem Lande wird er mit einer kleinen Egge eingeeget. Weil häufig der weiche, zitternde Moorboden kein Zugvieh tragen kann, so spannen sich Mann und Frau vor die Egge und verrichten einmütig, mit vornüber gebeugtem Oberkörper, die schwere Arbeit des Ziehens. Wahrlich, hier kann wohl von einem „Ehegespann“ die Rede sein!

Die zarten, aufgegangenen Buchweizenpflanzen werden häufig von Nachtfrösten zerstört, alsdann sät man, wenn die Zeit es gestattet, zum zweiten Male. Nach Johanni (Juni 24) sollte man aber nicht säen, weil sonst die Körner zu spät reif werden und nicht selten durch den Herbstregen leiden.

Welch ein frisches, zartes Grün zaubert der Buchweizen mitten ins schwarze Moor! Wie hübsch geformt sind die Blätter, deren jedes einzelne ein Herz bildet! Wie glänzend und zartrötlich ist der 30 bis 60 cm (1—2 Fuß) hohe, ästige Stengel! Und nun erst die zierliche Blüte, wie zart, weißrötlich, gleich einer verschämten Maid, sieht sie aus! Ein blühendes Buchweizenfeld im düstern, eintönigen Moor gleicht einem weißen, ausgebreiteten Tischtuche, und unwillkürlich fällt einem dabei das Frühlingslied von Wilh. Müller ein:

„Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land,
Die weißen, duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?“

Und jede einzelne Blüte ist „ein Becher voll süßer Dünste Schaum“, ein Kelch voller Honig. Die Zeit der Buchweizenblüte ist die Erntezeit der Bienenzüchter oder Imker, ebenso wie die Zeit der Rapsblüte es in der Marsch ist. Nahe beim Buchweizenfeld, in der Heide, hat der Imker seine Bienenkörbe in einer langen Reihe aufgestellt, entweder im Schutze eines alten Erdwalles oder unter einem niedrigen, langen Schirmdache, einem sog. Bienenschelf, das aus Heide- und Moorsoden aufgebaut ist. Von hier aus fliegen die Bienen summend dem duftenden Buchweizenfelde zu. Wie ist alles so still ringsum! Die Luft zittert und flimmert im warmen Sonnenschein; man hört nichts als

das Gesumm der Bienen und das Trillern und Wirbeln auf- und niederschwirrender Lerchen hoch in blauer Luft. Der Inker wandelt bedächtig vor seinen Bienen auf und ab und bläst blaue Rauchwolken aus seiner kurzen, braunen „Däffe“ (Pfeife) gen Himmel, oder er lehnt an einer einsamen Birke und „träumt von seinen Honigernten“. Eine sonnigere, friedlichere Idylle vermag kein Dichter zu erfinden.

„Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.“

Th. Storm.

Auch die Buchweizenernte ist nicht ohne Poesie. War die Witterung günstig, so geht sie Anfang September vor sich, sonst aber später. Der Buchweizen wird mit der Sense oder Sichel geschnitten oder — wenn er sehr kurz geblieben ist — mit der Hand ausgerauft. Dies geschieht schon, wenn die oberen Körner noch grün sind; denn wollte man warten, bis auch diese reif geworden, so würden die unteren und schwersten abfallen. Die Buchweizenschöfe werden nicht gebunden, weil sonst die Körner abgestreift würden, wohl aber in Hocken lose aneinandergesetzt. Das Dreschen des Buchweizens geschieht, wie das des Kaps, gewöhnlich im Freien, auf dem Acker. Wollte man ihn vom Moore nach Hause fahren, so würden viele Körner unterwegs verloren gehn; auch erlaubt manchmal der weiche Moorboden nicht, daß man mit Pferden und Wagen darauf fährt, zumal wenn der Spätsommer und Herbst regnerisch sind. Die Dreschtemme ist bald hergerichtet. Man reinigt nur mit einem Spaten den Boden von Stoppeln, ebnet ihn und drischt etwas Buchweizenspreu hinein. Die Schöfe werden nun aufrecht nebeneinander hingestellt und abgedroschen, die Körner auf einen großen Haufen zusammengeschoben und das Stroh an den Seiten aufgetürmt. Wie das Kapsdreschen in der Marsch, die Roggenernte auf der Geest und die Traubenlese am Rhein, so ist auch das Buchweizendreschen ein wahres Volksfest. Alt und jung, Männer, Frauen und Kinder ziehen alsdann ins Moor und dreschen vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang. Dabei muß der Tag schön und sonnig sein; denn sonst gehen die Körner nicht vom Stroh. Die Flegel bliken und tanzen in der Sonne, die Körner springen, das Stroh fliegt, der Schlag der Dreschflegel tönt dumpf übers stille Moor, daß es klingt wie: „De Bokweetenpuffer, de Bokweetenpuffer!“ —

Der Ertrag des Buchweizens fällt sehr verschieden aus. Zuweilen erhält man nur die Einsaat wieder, manchmal trägt der Buchweizen aber auch zwanzig-, dreißig-, ja vierzigfältig. Ein plattdeutsches Sprichwort sagt: „De Bokweeten is en Slumpforn, un wenn he gerat, so is't en Plumpforn;“ d. h. es ist ein Zufall, ein „Slump“, daß der Buchweizen einschlägt, wenn er aber gerät, so wirft er ein Bedeutendes ab, er fällt, „plumpt“ dann schwer in die Säcke und füllt

den Beutel mit Geld. Der Preis des Buchweizens richtet sich nach dem des Roggens. Aus unserm Oldenburger Lande wird der Buchweizen meist nach Amsterdam verkauft, wo er in einem sehr guten Rufe steht. War die Ernte gut, so ist der Buchweizenbauer obendrauf. Es gibt solche, die 132 (2 Last), ja 198 bis 264 Scheffel (3 bis 4 Last) gewinnen und für einige hundert Taler davon verkaufen. Nun können Bäcker und Krämer bezahlt, auf dem Grundstücke haftende Schulden abgetragen, Schweine gemästet, die Hütte kann in ein ordentliches Wohnhaus umgewandelt oder dieses, wenn es schon vorhanden, verbessert und eine Kuh angeschafft werden usw. Der Moorbauer, der sonst mit Kummer und Sorgen dem Winter entgegenschah, ist jetzt ein geborgener Mann. Für ihn liegt die Poesie des Buchweizens einzig und allein in der praktischen Anwendung desselben.

3. Deiche und Fluten an der Nordseeküste.

Hermann Ullmers. Marschenbuch. 2. Aufl. Oldenburg, 1875.

Niemand kann mit so stolzem Selbstgeföhle seinen Heimatsboden besitzen als der Bewohner der Marschen, der ihn zum Teil geschaffen und mühevoll errungen hat, der ihn jahraus, jahrein mit ungeheurer Kraft und Ausdauer behaupten und verteidigen muß gegen die wilden, ewig wühlenden und spülenden Fluten. Die gesegneten Fluren, die er bewohnt, die mächtige grüne Ebene mit ihren buschreichen Dörfern, mit Turmspitzen und stattlichen Bauergehöften, mit Saatzfeldern und Viehscharen, mit Rädergerassel und Sensenklang, mit Taubengeflatter und Lerchengeschwirr, waren einst nichts anderes als ein weites, sumpfiges Rohrfeld oder gar ödes, kahles Watt ohne allen Pflanzenwuchs, und sie würden sofort wieder in den alten wüsten Zustand übergehen, wenn einmal die Deiche verschwänden.

In diesen Deichen, die sich gleich mächtigen Festungswällen in der ganzen Länge der Marschen schützend vor ihnen herziehen, sehen wir die erste aller Bedingungen des Daseins jener reichen, blühenden Ufergebiete; von ihrer Erhaltung hängt das Wohl und Wehe vieler Tausende, ja das Dasein ganzer Landstriche ab.

Um aber ganz die hohe Wichtigkeit und Bedeutung der Deiche zu begreifen, muß man einmal eine gewaltige Sturmflut mit angesehen haben; denn wer ein solches Ereignis nie erlebte, wird sich schwerlich von der Größe und Schrecklichkeit desselben eine Vorstellung machen können. Die rechte Zeit der Sturmfluten ist vom Oktober bis zum April.

Wenn eine Zeitlang ein anhaltender Westwind weht, der große Wassermassen in den Kanal treibt und, sich nach Nordosten oder Norden

umflegend, diese nun gegen die Küsten und weit in die Flüsse hinaufpeitscht, wenn sich dazu noch eine Springslut gesellt: dann steigen die wilden Wasser oft zu einer Höhe und Furchtbarkeit, die einem das Herz erbeben macht.

Aber ruhig erwartet sie der Marschbewohner; weiß er doch, daß seine Deiche hoch und stark genug sind, ihm sicheren Schutz zu gewähren. Höchstens mag ihm ein trüber Gedanke an die Mühen und Kosten der Deicharbeit kommen, die wenige Stunden herbeiführen können.

So steht er, unbekümmert um den heulenden Sturm, auf der Klappe des Deiches und schaut in ernstem Sinnen auf die wallenden Fluten, von denen er genau weiß, wann sie gegen den Deich heranströmen werden.

Noch ist das Vorland trocken, noch sind die Fluten in ihrem Bette; doch man sieht schon, wie sie toben, wie sie sich bäumen und die weißen Zähne zeigen, als harrten sie voll Ungeduld der Stunde, wo eine höhere Macht ihnen das Zeichen zum Angriffe gibt.

Jetzt nahen sie. Lauter und lauter wird das Brausen und Donnern. Sie erreichen das Vorland, in kurzer Zeit ist es bedeckt und heut nun, so weit das Auge reicht, nur eine einzige wilde Wassermüste, deren Schaumkämme glänzendweiß gegen das trübe Grau der Wogen abstechen. Kein Schiff ist weit und breit zu erspähen, alle sind sie vor dem Sturme in sichere Buchten geflüchtet. Nur hier und dort kündigt ein einsamer Weidenbaum, der mit seinem nickenden, wild zerzausten Haupte aus den Fluten ragt, daß da unter den wilden Wogen grünes, fruchtbares Land liegt.

Und noch immer höher schwillt das Gewässer; jetzt ist auch der Fuß des Deiches beslutet, endlich der Deich selbst, und es beginnt durch den Widerstand desselben eine furchtbare Brandung, ein wahrhaft majestätisches Schauspiel. Mit zerstörender Gewalt schnaubt Woge auf Woge an ihm hinauf; kaum wird die erste zurückgewiesen von seiner Schrägung, als schon die nächste mit erneuter Wut heranrollt. Dazu steigt die Flut noch mit jedem Augenblicke. Hoch bäumen sich die wilden Wasser empor und schauen gierig über den Deich ins gesegnete Land. Sie schleudern weit hinein ihren stäubenden Schaum, als ob sie der Anblick ihres alten Eigentums mit doppelter Wut erfüllte. Dazu der heulende Sturm, der des Himmels dunkle Regenwolken in rasender Eile vor sich hinjagt; Scharen segelnder Möwen, die umsonst mit dem Winde kämpfen, bis sie ermattet sich auf die geschützten Wiesen und Äcker flüchten, und endlich hier und da ein Marschbewohner, der trotz Sturmgewalt und Wogendrang sich mühsam längs des Deichs durch den spritzenden Schaum arbeitet, um zu erspähen, ob ihm nicht die Fluten einen Balken oder einige Bretter oder sonst eine Beute zutreiben: alles dies vereint, gibt ein Bild von wilder Großartigkeit.

Doch der Marschbewohner blickt noch immer kalt und ruhig in den

Aufruhr. Hat nur der Deich hinreichende Höhe und Breite, so wird er nicht vor einer Flut weichen, ob auch ihre Wogen noch so mächtige Stücke herausreißen und noch so tiefe Höhlungen in seinen Leib wühlen. Doch wehe ihm, wenn das Wasser so hoch steigt, daß es mit dem Gipfel des Deiches gleich wird. Vom unablässigen Bespülen ist dann bald die festgetretene Kappe erweicht, und das Schicksal der Menschen hängt oft nur noch an einem Haar. Die geringste Lockerheit des Erdreiches, ein einziges Mäuseloch oder ein Maulwurfsgang kann jetzt Ursache des größten Unglückes werden. Durch die kleinste Rinne dringt sofort das Wasser, spült sie schnell weiter, und im Nu reißt ein Stück der Kappe fort.

Ist aber das geschehen, so ist auch ein Deichbruch unvermeidlich; denn mit furchtbarer Gewalt dringt jetzt die hoch aufgestaute Flut durch die entstandene Öffnung, die mit jeder Minute breiter und breiter wird. Da endlich bricht auch das letzte noch feste Erdreich bis auf den Grund fort. Durch nichts mehr gehemmt, schießt donnernd und brausend der rasende Strom durch die weite Gasse dahin. Er wühlt tief den Grund auf, reißt alles, was er auf seinem Wege findet, mit sich fort, zertrümmert Häuser im Nu, reißt Bäume aus, begräbt Menschen und Tiere in seinen Fluten und verwandelt bald die weite, ruhige Marschebene in eine wilde, graue Wasserfläche.

Sowie sich daher eine Kappstürzung zeigen will, wird in höchster Hast das Möglichste aufgeboden, um dieselbe zu verhindern. Sandsäcke, Mist, Stroh, Balken, Bretter, alles, was nur irgend dienlich sein kann, wird zur Verstärkung auf die bedrohte Stelle gebracht. Ja, als bei der großen Flut am 21. Oktober des Jahres 1845 die hochgeschwollenen, unablässig heranbrausenden Fluten bereits anfangen, sich oben durch die Kappe des Deiches vor dem Dorfe Offenwarden einen Weg zu bahnen, als eine Kappstürzung mit jeder Minute vorauszusehen und dann ein vollendeter Deichbruch unvermeidlich war: da warfen sich die Einwohner des Dorfes, an ihrer Spitze der Ingenieur Schröter, ein Enkel des Astronomen, voll Mut mit ihren Leibern auf die Deichkappe. Jeder ein Bündel Stroh vor sich, lagen sie hier so lange im Sturm und Wogendrang, bis das Wasser gefallen und die Not vorüber war. So retteten sie mit Gefahr ihres Lebens unter der unsäglichsten Anstrengung ihr Heimdorf.

4. Das Weserufer von Bremen bis Bremerhaven.

Dorenwell und Hummel. Charakterbilder aus deutschen Gauen usw. Hannover, 1885.

Kein Reisender, den sein Weg nach Bremen führt, sollte es versäumen, einen, wenn auch nur kurzen, Abstecher nach Bremerhaven zu machen. In der Nähe der Eisenbahnbrücke in Bremen nimmt ihn ein

Dampfschiff des Lloyd auf und führt ihn an den rauchenden Schloten des Fabrikviertels und einigen Schiffswerften vorbei aus der Stadt in das Freie. Dort breitet sich zu beiden Seiten eine grüne Ebene aus. Von Eichen beschattet schauen Dörfer und Höfe über den Deich; dahinter sieht man auf üppigen Weiden die prächtigsten buntgefleckten Rinder weiden. Lange Faschinenbauten zur Stromregelung — anderswo Bühnen, hier Schlingen genannt — strecken von beiden Seiten ihre mit Weidengebüsch bewachsenen Arme in den Fluß; dazwischen stolziert beutesuchend am Ufer der graue, beschopfte Reiher. In einiger Entfernung fließt links die Dchtum, ein Moorfluß, welcher einst einen fast zu Tode gehezten deutschen Dichter vor seinen Verfolgern, den hessischen Landjägern, rettete. Seume nennt in seiner Selbstbiographie diesen Fluß allerdings die Hunte, aber jeder, der die Gegend kennt, oder auch nur einen Blick auf die Karte wirft, begreift ohne weiteres, daß hier ein Irrtum vorgelegen und daß Seume die beiden Namen miteinander verwechselt hat. — Jenseits der Dchtum liegt das Schlachtfeld von Altenesch, auf welchem 1234 der friesische Stamm der Stedinger von einem überlegenen Kreuzfahrerheere vernichtet wurde. Mit beispielloser Hartnäckigkeit hielten die todesmutigen Bauern unter ihren Führern Bolke von Bardenfleth, Tammo von Huntorp und Detmar tom Diek gegen die besser bewaffneten, von ihren Priestern fanatisierten Ritter stand, welche der Erzbischof von Bremen im Bunde mit vielen Fürsten und Grafen in das dem päpstlichen Bannfluche und der Reichsacht verfallene Friesenland geführt hatte, bis endlich ein geschlossener Reiterangriff des Grafen Dietrich von Kleve den Tag zu gunsten des Kreuzheeres entschied. Tausende erschlagener Bauern tränkten mit ihrem Blute den so tapfer verteidigten Boden ihrer Heimat. Ein einfaches Denkmal, dicht am Deich gelegen, zeigt die Stelle an, wo das Stedinger-volk im Kampfe für Freiheit und Glauben seinen Untergang fand. Die Dchtum mündete früher weiter stromaufwärts als jetzt.

Zwei Meilen unterhalb Bremen liegt malerisch auf grünbewachsener Hügelreihe das kleine Städtchen Vegesack. Sein Hafen hat jetzt freilich geringe Bedeutung, aber mehrere ansehnliche Schiffswerften zeigen, daß hier noch immer ein reges Leben herrscht. Vor Vegesack ergießt die Lesum ihr braunes Moorwasser in die gelben Fluten der Weser. Links nach wie vor die flache, fruchtbare Stedingermarsch, rechts steile Sandufer und hügeliges Land. Von seinem Rande schauen überall die freundlichen Villen und Landsitze bremischer Kaufleute herab. Bis Vegesack ist die Weser nur ein Fluß zu nennen; von hier aus erweitert sie sich zum majestätischen Strome. Ebbe und Flut machen sich fühlbar; die Deiche werden dementsprechend höher und stärker; stattliche Rohrfelder ziehen sich an den Ufern hin, welche durch kostspielige Schlingenbauten

vor der abspülenden Wirkung des Wassers geschützt werden, während dadurch gleichzeitig das Fahrwasser vertieft und neuer Boden außerhalb der Deiche gewonnen wird. Fahrzeuge mit schwellenden Segeln gleiten vorbei, bald Fischerflupen von Helgoland oder Norderney, die Schellfische und Butten nach der Stadt bringen, bald Blankeneser Ewer, bald Tjalken von der Ems, bald eine holländische Kuff mit der ganzen Familie an Bord. Der Mann steht mit dem Sohne vorn am Fock, während die Frau, ihr Jüngstes auf dem Rücken, mit kräftiger Hand das Steuer führt und dabei noch Zeit findet, die anderen zu ihren Füßen spielenden Kinder zu bewachen. — Rauchende Dampfer mit langen Zügen tiefbeladener Lastfahne im Schlepptau arbeiten sich mühsam stromaufwärts; an beiden Seiten, besonders aber an der linken, folgte früher eine Schiffswerft auf die andre. Hoch ragten Rumpf und Masten der im Bau begriffenen Holzkolosse über Deiche, Häuser, Bäume und das niedrige Land. In jedem Jahre liefen hier 60 bis 70 Fahrzeuge, und zwar meist größere, vom Stapel; der Zuwachs, den die Reederei dadurch erhielt, betrug jährlich 14 000 bis 15 000 Last. Viel davon wurde übrigens auf fremde Bestellung gebaut und ging in das Ausland. Dies ist nun jetzt freilich durch die Einführung der eisernen Schiffe anders geworden.

Der Dampfer erreicht jetzt die Mündung eines Flusses. Es ist die von Oldenburg kommende Hunte, und um sie her liegt das freundliche Städtchen Elsfleth mit einem gotischen Denkmal, welches an die Einschiffung des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Öls mit seiner schwarzen Schar erinnert. Hier erreichte nämlich das mutige Häuflein, welches sich, den vom französischen Kaiser dargebotenen Frieden verschmähend, entschlossen den Weg durch das vom Feinde besetzte Vaterland gebahnt hatte, das Ende des ruhmvollen Rückzuges. Wie einst am fernen Pontus die zehntausend Griechen mit lautem Thalattarus, so begrüßten hier die wackeren Braunschweiger das rettende Meer. Englische Schiffe nahmen sie auf und führten sie nach den britischen Inseln, wo sie, glücklicher als die bei Stralsund überfallene und vernichtete Schillsche Schar, den Tag der Befreiung erwarten konnten.

Auch das rechte Ufer ist wieder flach geworden. Wer nur für Berg und Wald Sinn hat, mag nun umkehren. Kein einziger Hügel unterbricht von jetzt an die Einförmigkeit der unabsehbar sich streckenden Marschebene. Eine Eschengruppe, eine Windmühle, eine rauchende Ziegelei, ein spitzer Kirchturm, — das ist alles, was über Feld und Wiese emporragend dem Auge einen Ruhepunkt gibt. Desto lebhafter wird der Strom, der sich fortwährend spaltet und mit seinen träge fließenden, geschlängelten Armen große Inseln, sogenannte Platen, umfaßt. Über viele derselben geht bei jeder höheren Flut das Wasser hin;

andere, welche den gewöhnlichen Überschwemmungen schon entzogen sind, liefern die schönsten Futtergräser. Die Ränder sind ebenso wie die Ufer des außerhalb der Deiche liegenden Vorlands mit wogenden Schilf- und Rohrfeldern eingefast, aus denen das Land silbergrauer, mattglänzender Weiden quillt. Das Land, welches schon niedriger als der Flutspiegel liegt, wird teilweise durch vom Winde getriebene Schöpfmühlen mit Wasserschnecken und Paternosterwerken, teilweise durch Siele entwässert. Letztere sind Öffnungen im Deich mit gewaltigen Toren, welche sich beim Steigen der Flut von selbst schließen, bei fallendem Wasser aber durch den dann von innen wirkenden stärkeren Gegendruck öffnen und den angesammelten Binnengewässern den Ausfluß nach außen gestatten.

Gleichzeitig dienen die Siele als Schleusen für kleine Fahrzeuge, welche von der Weser in die Kanäle und schiffbaren Gräben des inneren Landes gehen. Die Mündung eines jeden Siels bildet in dem Außen-deichsland einen tiefen Einschnitt — das „Tief“ genannt —, welcher von Rähnen und Küstenfahrern als Hafen benutzt wird. — Das sich vom Deck des Dampfers darbietende Panorama ruft bei den Reisenden die Erinnerung an Bilder der holländischen Schule wach, auf denen man ganz ähnliche Landschaften sieht. In der That ist ja auch der Charakter der norddeutschen Alluvialebene fast ganz der nämliche wie der des benachbarten Holland. Die Bevölkerung beschäftigt sich hier wie dort vornehmlich mit Ackerbau und Viehzucht, Handel und Schifffahrt, und die gleichen natürlichen Verhältnisse ergeben die gleiche Art des Betriebs. Hier wie dort die ragenden Windmühlen, die reinlichen und behäbigen Bauernhäuser, die Schöpfmühlen und Siele, die fetten, im üppigsten Grün prangenden Wiesen mit den stattlichen, buntgefleckten Rinderherden; hier wie dort dieselbe Bauart und Tafelung der Küstenfahrer und Flußschiffe, der Gallioten, Tjalken, Kuffe und Smaken mit ihren braunen, geteerten Segeln. Selbst Mundart, Tracht und äußere Erscheinung des Volkes zeigen unverkennbare Spuren der nächsten Verwandtschaft, wenn auch durch die seit Jahrhunderten bestehende politische Trennung allmählich ausgeprägtere Verschiedenheiten hervorgetreten sind.

Weiterhin kommt Brake in Sicht, der oldenburgische Seehafen. Früher lagen die Schiffe hier zu langen Reihen im Strome selbst; weil sie aber auf diese Weise der vollen Kraft des Eisganges ausgesetzt waren, so hat man neuerdings ein Hafendock ausgehoben. Vor der Gründung Bremerhavens, als alle größeren Schiffe wenigstens bis hierher aufsegeln mußten, war Brake ein belebter Ort. Auch von der deutschen Flotte weiß es zu erzählen, unter andern wurde hier weiland „Erzherzog Johann“ — Räderdampfregatte des Reiches — in einem eigens zu diesem Zwecke gegrabenen Trockendock aufgezimmert. Das Dampfschiff fährt im Zickzack, bald am rechten preussischen, bald am linken olden-

burgischen Ufer anlegend. Unter den Stationen ist nur Nordenham erwähnenswert, als Ausgangspunkt eines blühenden Viehhandels. Wahrscheinlich sieht man am Anlegeplatze einen eisernen Lloydampfer; vielleicht ist er gerade damit beschäftigt, seine lebendige Ladung einzunehmen, welche ihm unter den Seeleuten den wenig fein klingenden Namen „Ochsendampfer“ zugezogen hat. Das stattliche Oldenburger Marschenvieh wird von hier aus in großen Mengen nach England exportiert; im Jahre 1872 z. B. 13 000 Rinder, 17 000 Schafe usw.

Von nun an weichen die Ufer in weite Ferne zurück; immer mächtiger wird der Strom; das Wasser wird salzig und gewinnt entschieden die Oberhand über das Land. Wer die See noch nicht gesehen, kann hier besonders bei steifer Brise eine annähernde Vorstellung davon erhalten. Möwen lassen ihren schrillen Schrei ertönen und umflattern in graziösem Fluge den Dampf, der in den stärker gehenden Wellen bereits zu schwanke beginnt. Mancher landgewohnte Passagier mag leise Anwandlungen der Seekrankheit verspüren; man erblickt wenigstens nicht selten recht lange und bleiche Gesichter an Bord. Eine letzte Wendung, und ein weiter Busen gelblich-trüben Wassers öffnet sich vor unseren Augen, welchen im Westen und Osten die verschwindende Linie der Deiche umsäumt, während nach Norden sich der unbegrenzte Meereshorizont ausbreitet. Eine frische Seebrise bläst uns entgegen; es gilt Hüte und Mützen festzuhalten. Da geht vielleicht ein bei solchen Expeditionen immer sehr unpraktischer schwarzer Zylinder über Bord und tanzt unter allgemeinem Gelächter, in das nur der erschrockene Eigentümer nicht einzustimmen vermag, in dem weißschäumenden Kielwasser nach hinten. Da spritzen Wellen über den Bug und überschütten die vorn stehenden Passagiere mit einem Sprühregen salzig schmeckenden Wassers, was bei den reinen „Landratten“ als erster Gruß vom Meere in der Regel einen freudigen Jubel erregt, während die Matrosen und das seegewohnte Volk an Bord mit überlegenem Lächeln dreinschauen. Bei stürmischem Wetter hat der Flußdampfer übrigens Mühe genug, diesen Busen zu kreuzen und das Ziel seiner Fahrt zu erreichen, besonders wenn Wind, Gezeit und Wellenschlag ihm entgegen sind. Während er seine Schaufeln oder seine Schraube wacker arbeiten läßt, haben wir Muße, uns zu orientieren. Links am oldenburgischen Ufer liegt das Dorf Bleyen mit seiner mandelförmigen Kirchturmspitze; gegenüber schimmert eine lange Kette roter Ziegeldächer über den Deich. Das ist Bremerhaven = Geestemünde.

5. Die Einführung des Christentums in Oldenburg.

Bilder aus der Oldenburgischen Geschichte. 2. Auflage. Oldenburg, 1893.

Erst im 8. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung erschienen unter den Sachsen und Friesen Boten des Evangeliums, Männer, die sich berufen fühlten, hier die Lehre Jesu zu verkündigen und die Heiden für das Christentum zu gewinnen. Diese Glaubensboten kamen aus England, es waren Angelsachsen, also stammverwandte Brüder; Willibrord und Winfried (auch Bonifatius und Apostel der Deutschen genannt) mögen die ersten gewesen sein, nach ihnen kam Willehadus. Er ist Apostel der Oldenburger genannt worden, ihm müssen wir näher treten.

Willehadus zeichnete sich schon als Knabe durch frommen Sinn, regen Fleiß und strenge Enthaltbarkeit aus. Er hatte kaum einen andern Wunsch als den, es möge aus ihm ein Mann werden, ganz in dem Sinne und Geist seines Verwandten, Winfried, und da betete er denn fleißig, Gott möge geben, daß es also geschehe.

Seine höheren Studien machte er auf der berühmten Domschule zu York, und hier empfing er auch, nachdem er das sogenannte kanonische Alter erreicht hatte, die Priesterweihe.

Hätte er nun eitles, irdisches Verlangen gefühlt, oder hätten ihn die ungünstigen Berichte aus Friesland bedenklich gemacht — er wäre daheim geblieben und gewiß zu hohen Ehrenstellen befördert worden; aber es stand bei ihm fest, zu einem Friesenapostel sei er berufen, zu den Friesen müsse er ziehen.

So trat er denn eines Tages vor den König Alret und bat unter Tränen, es möge ihm doch gestattet sein, jenseits des Wassers das Evangelium zu predigen. Mit Zustimmung der versammelten Bischöfe gewährte der König die Bitte, und Willehadus trat seine Missionsreise an.

Jetzt stand er auf friesischem Boden und an der Stätte (Doffum), wo Bonifatius vor 15 Jahren seine Treue mit dem Tode besiegelt hatte. Hier tat er ein Gelübde, zu leben und, wenn's Gottes Wille wäre, zu sterben, wie der Apostel der Deutschen.

Etwa sieben Jahre blieb er in dieser Gegend, unablässig bemüht, durch seinen herzoggewinnenden Verkehr mit jung und alt und durch seinen musterhaften Lebenswandel der Lehre Eingang zu verschaffen, die er verkündigte. Er ließ zerstörte Kirchen wieder aufbauen und stiftete neue. Auch eine Schule hat er, auf Wunsch einiger „Edlen“, gegründet, besonders wohl, um Gehilfen heranzubilden.

Weniger glücklich als hier, wo das Volk dem Götzendienste entsagte, war er in den benachbarten Gauen, wo das Volk an seinem

Gözendienste hartnäckig festhielt. Als er dennoch nicht abließ mit Bitten und Ermahnungen, suchten sie sich seiner zu entledigen, er sollte sterben. Einige ruhiger Denkende legten Widerspruch ein: Lasset uns zuvor das Los über ihn werfen, damit die Götter entscheiden, ob er des Todes schuldig sei. Es ward gelost und — Willehadus war gerettet. Ein andermal schützte ihn eine Reliquie (ein Andenken von einem Heiligen), die er in einer festen Kapsel am Halse trug. Ein wütender Heide drang auf ihn ein; er hätte ihn sicher getötet, wenn nicht der wuchtige Keulenschlag auf den festen Kapselriemen gefallen wäre. Das abergläubische Volk hielt ihn nun für verzaubert und wich ihm aus, überall.

Zu einem erwünschten Fortgange des Missionswerkes war unter diesen Umständen keine Aussicht, am wenigsten bei den Sachsen, denen der Frankenkönig Karl, später Karl der Große genannt, eben jetzt seine Oberherrschaft und zugleich auch das Christentum aufzwingen wollte. Die endlosen Kriege (seit 772) hielten die Gemüther in steter Aufregung. Jeder Friedensschluß ward zu einem Friedensbruch. Überall Unmut oder Erbitterung. — Dennoch gab sich König Karl immer wieder der Hoffnung hin, daß er schon am Ziele seiner Wünsche stehe, seine Landeshoheit wenigstens hielt er wohl schon zu Anfange des langen Krieges für gesichert. So kam es denn, daß er bereits im Jahre 780 (oder 79) Willehadus mit bischöflicher Vollmacht nach Wigmodien sandte, einem neugebildeten Sprengel, der Bremen und Umgegend und auch den größten Teil unsers Herzogtums Oldenburg umfaßte. Die Sendung war wenigstens verfrüht, Willehadus fand nirgends empfängliche Herzen. Von Bremen ging er nach Küstringen, wo er kurze Zeit im jetzigen Blexen verweilte; doch auch hier war seines Bleibens nicht. Da beschloß er, dem Beispiele Winfrieds folgend, nach Rom zu pilgern und sich den Segen des heil. Vaters zu ersehnen (782). Papst Hadrian I. war sehr befriedigt durch die Erscheinung des glaubenseifrigen Apostels von der Nordküste, dieser selbst aber nahm den päpstlichen Segen als eine höhere Offenbarung, daß Gott sein Werk unter den Heiden segnen werde.

Seine Rückkehr nach Wigmodien führte Willehadus mit vielen Glaubensbrüdern zusammen. Schließlich nahm er noch einen längeren Aufenthalt in dem Kloster Echternach (Luxemburg), Willibrords Stiftung.

Erst nach Verlauf von drei Jahren traf er in seinem Sprengel wieder ein. Er wählte Bremen zum Mittelpunkte seiner Wirksamkeit. Der Ort war damals freilich nur ein Fischerdorf, lag aber für ihn sehr günstig und war wohl auch der größte in der Gegend.

Ein erfreuliches Ereignis half ihm bald auch über viele Hinder-

nisse hinweg, die den Fortgang des Missionswerkes bisher immer noch erschwert hatten. Der hochangesehene Herzog Wittekind gab nämlich seinen Widerstand gegen König Karl auf. Er unterwarf sich ihm und ließ sich taufen (785). Viele andere sächsische Heerführer folgten seinem Beispiele. — Die Friesen standen schon längst unter der Frankenherrschaft.

So feindselig sich Wittekind bisher der Einführung des Christentums entgegengestellt hatte, so eifrig war er jetzt bemüht, die Ausbreitung desselben zu fördern. Willehadus wandelte von nun an auf gebahnten Wegen.

Am 13. Juli 787 empfing er zu Worms die Bischofsweihe. Au Widerpruch gegen diese Rangerhöhung hatte er natürlich nicht gedacht, denn er war untertan aller menschlichen Ordnung; in seinem Gemüte und in seinem äußeren Leben ging indes durch die Belehnung mit Ring und Stab auch keine Veränderung vor, er blieb demütig vor Gott und bescheiden gegen Menschen. Aber es war ihm nicht beschieden, sein Bischofsamt lange zu führen. Willehadus gehörte zu denjenigen Menschen, welche sagen möchten: Ich habe nicht Zeit, müde zu sein — und doch war er müde.

Am 1. November 789 weihte er in Bremen die von ihm gestiftete neue Kirche unter Anrufung des Apostels Petrus ein, danach begab er sich nach Blexen zur Firmelung. Hier mußte er sich aufs Krankenbett legen. Seine Freunde und Verehrer wichen nicht von seiner Seite. Scheide doch nicht von denen, die du erst vor kurzem dem Herrn gewonnen hast; damit wir nicht umherirren, wie Schafe, die keinen Hirten haben — so sprach Egisrik. Mit schwacher Stimme erwiderte Willehadus: Mein Sohn, halte mich nicht länger ab von der Anschauung meines Herrn und Meisters. Die Schafe, die er mir anvertraut hat, übergebe ich seiner Obhut. Alle Lande sind voll seiner Barmherzigkeit und Liebe.

Willehadus starb am 8. November 789, einem Sonntage. Sein Leichnam wurde nach Bremen übergeführt und in St. Petri Dom beigesetzt.

Überall erregte die Todesnachricht tiefe Trauer. Scharenweise wallfahrteten die Gläubigen nach seinem Grabe, und endlos war die Zahl der Wundergeschichten, welche mit seinem Andenken in Verbindung gebracht wurden.

Die Gemeinde Blexen ist im Besitze eines wertvollen Andenkens an den hochwürdigen Apostel der Oldenburger, das ist der Willehadusbrunnen im dortigen Pfarrgarten. Im Jahre 1875 hat sie die neue Einfassung dieses Brunnens zu einem schönen Denkmal ausbauen lassen.



6. Graf Anton Günther.

Flitner. Heil Dir, o Oldenburg. Oldenburg, 1901.

Unter allen oldenburgischen Grafen ist der Graf Anton Günther der volkstümlichste. Eine edle Fürstengestalt, auf stolzem Rosse, dem berühmten Kranich, dessen Schweif und Mähne zur Erde herab wallten, so lebt der Graf in der Erinnerung der Oldenburger fort, und so wird er hoffentlich in nicht zu ferner Zeit im Denkmal zu uns herabschauen. Zahlreich sind die Anekdoten, die das Volk von ihm zu erzählen weiß. Immer werden sie gern gehört, und immer aufs neue bemächtigen sich unsere Dichter dieses dankbaren Stoffes. Da hören wir von dem Bauern, der dem Grafen gesagt hat, seine Stühle seien besser als die des Grafen, und der zum Beweise dafür dem Grafen einen Sitz anbietet, der aus Kornsäcken hergestellt ist. Da wird uns erzählt von dem Bauern, der es nicht wagt, dem Grafen seine Ochsen zu verkaufen, bevor er „seine Trina“ gefragt hat, und der nun am andern Tage, als er den Handel abschließen will, von dem Grafen die Antwort erhält, aus dem Handel könne nichts mehr werden; auch er habe „seine Trina“ gefragt, die aber wolle es nicht. Das alles sind Beweise dafür, daß sich das Volk seiner Gestalt bemächtigt, daß es ihn liebgewonnen hat.

Suchen wir uns in Kürze ein Bild des Grafen und seiner Zeit zu entwerfen.

Anton Günther war der einzige überlebende Sohn des Grafen Johann VI. Sein Geburtstag ist der 31. Oktober 1583. Sein Jugendlehrer war der Magister Belstein. Der Magister klagte zwar, daß es seinem Zöglinge „an Sicksfleisch fehlte“, trotzdem lernte dieser so viel, daß er noch in seinem Alter lateinische Briefe verstand. Sein Hauptvergnügen war das Reiten. In allen körperlichen Künsten war er wohl erfahren. Einen Beweis seines jugendlichen Mutes gab er, als er zur Ebbezeit nach Wangeroge ritt. Anton Günther war wohlgebaut und von mittlerer Größe. Er hatte große, blaue Augen, eine große, gebogene Nase und eine hohe Stirn.

Zwanzig Jahre war er alt, als die Nachricht von einer schweren Erkrankung seines Vaters ihn von Hamburg, wo er sich auf einer Reise aufhielt, nach Oldenburg zurückrief. Der Graf Johann starb, und Anton Günther übernahm die Regierung des Landes. 64 Jahre hat er sie geführt und sich als ein rechter Landesvater, ein kluger Staatsmann bewiesen. Eines seiner Hauptverdienste ist der Umstand, daß er durch sein kluges Verhalten das Oldenburger Land vor den Schrecken des 30 jährigen Krieges bewahrte. Tilly rückte in das Oldenburgische ein (1623). Er war gesandt, um den Grafen Mansfeld, der

das unglückliche Ostfriesland ausflog, über die Grenzen des Reiches zu treiben. Die Gefahr lag nahe, daß das Ammerland der Schauplatz eines furchtbaren Kampfes werden würde, und selbst der Schutzbrief des Kaisers schien sie nicht abwenden zu können. In der Nähe der Hauptstadt, auf dem Wardenburger Esch, wo an der einen Seite die Hunte, an der andern eine Hügelreihe Schutz bot, bezog Tilly sein Lager. Noch jetzt zeigt man dort die „Tillysche Tränke“ und den „Tanzmeister“, auf dem die rauhen Krieger sich mit den Dorffschönen im Tanze schwangen. Drei Wochen lang lagerte er hier, und schwer hatte die ganze Gegend zu leiden. Dann aber zog er ab. Der oldenburgische Geschichtschreiber Winkelmann erzählt, der Graf habe ihn darauf hingewiesen, daß Ostfriesland verwüstet und ausgefogen sei, und daß er dort mit seinem Heere zu grunde gehen werde. Wir haben keinen Grund, diese Tatsache zu bezweifeln, aber die Hauptgründe für Tillys Abzug waren andre. Er fürchtete, den mächtigen Beschützer des Grafen, den König Christian IV. von Dänemark, zu verletzen. Auch wollte er sich seinem liebenswürdigen Wirte, dem Grafen Anton Günther, gefällig erzeigen. So zog er denn ab, nachdem der dänische Gesandte und der Graf sich verpflichtet hatten, Mansfeld zum Abzuge zu bewegen. Nach großen Mühen gelang ihnen dies.

Ein großes Verdienst des Grafen war auch die Begründung einer trefflich geordneten Organisation der Behörden, sowohl was die Landesverwaltung wie auch die Rechtspflege und die kirchlichen Einrichtungen betraf. Sie erhielt sich auch in der dänischen Zeit und ermöglichte es dem ersten Herzog Friedrich August, das Land ohne schroffe Übergänge in die neuen Verhältnisse einzuführen.

Ein Beweis für die Zähigkeit und Tatkraft des Grafen sind die umfangreichen Eindeichungen, die er unternahm, so die Eindeichung des Ellenfer Grodens (1615), der die Verbindung zwischen Oldenburg und Jeverland wieder herstellte, die Eindeichung des Garmser Grodens (1638), des Seefelders Grodens (1638), des Blauhander Grodens (1659) usw. Reiche Einkünfte flossen ihm ferner aus dem Weserzoll, den er nach langem Kampfe gegen die Stadt Bremen erwarb, sowie aus der umfangreichen Pferdezucht, die er mit Vorliebe betrieb. Es wurden jährlich etwa 5000 Pferde ausgeführt. Auf allen Vorwerken legte er Stutereien an. In Rastede hatte er einen großen Marstall. Aus Neapel, Spanien, der Türkei, aus Polen und andern Ländern bezog er kostbares Pferdmaterial. Gegen 1500 Pferde hatte er an den einzelnen Orten des Landes. Weit und breit waren die Oldenburger Pferde berühmt. Dem Kaiser und andern fürstlichen Persönlichkeiten machte er Pferde zum Geschenk und erwarb so sich und seinem Lande einflußreiche Freunde.

Großes hatte die Stadt Oldenburg ihm zu verdanken. Auf seinen Reisen, die ihn an den Hof des Kaisers und nach Oberitalien geführt hatten, hatte er stolze Schlösser gesehen, und nach seiner Heimkehr beschloß er, aus der alten Burg seiner Väter ein schönes Schloß zu machen. Leider kam dieser Plan nur teilweise zur Ausführung (1607 bis 1615). Der mecklenburgische Baumeister Jürgen Reinhard und nach ihm der lombardische Architekt Andrea Spezza leiteten den Bau. Der braunschweigische Hofmaler Christoph Gärtner schmückte den großen Saal mit sieben großen und vierzehn kleinen Deckengemälden. Peter Folte legte den kunstvollen Mosaikfußboden daselbst. Kostbare Erzeugnisse der edlen Goldschmiedekunst, prächtige Bilder des taubstummen oldenburgischen Künstlers Wolfgang Heimbach barg das Schloß in seinem Innern. Einen großen, prächtigen Herrengarten legte der Graf am Everstenholz an. In Osterburg ließ seine Gemahlin den „Garten auf der Wunderburg“ neu anlegen. Der Stadt Oldenburg ließ er 1635 durch Otto Schwertfeger ein neues Rathhaus erbauen. Unter den sonstigen größeren Bauten des Grafen ist hervorzuheben das Jagdschloß zu Rastede und der Umbau des Schlosses zu Barel. Kunst und Kunsthandwerk blühten wie nie zuvor.

Hervorragende Männer hatte er in seinen Diensten und belohnte ihre Dienste in fürstlicher Weise durch Häuser und Ländereien, so Nylius, den Kanzler Protz, den Geheimrat Wolzogen usw.

Sein Hof war glänzend und zahlreich das Hofpersonal. Oberhofmeister, Hoffstallmeister, Oberkammerherr, Oberjägermeister, Hofjunkere, Pagen, Lakaien, Trabanten, Trompeter und viele andre werden uns genannt.

Seine Haupterholung war die Jagd. Das ganze Land glich einem Tiergarten. So wird uns von seinen Zeitgenossen berichtet. Überall sah man Hirsche, Rehe, Hasen, Enten und Fasanen. In Rastede, Gatten, Hude, Burgforde, Welsburg und Edewecht hatte er Jagdhäuser. In Drielake war ein Reihergehege, auf dem Hammelwarder Sande ein Entenfang. Häufig sah er Gäste bei sich. Kein Wunder, daß die Königin Christine ihn des heiligen römischen Reiches Stallmeister, Jägermeister und Wirt nannte.

Unter der Regierung des Grafen vergrößerte sich das Oldenburger Land durch Erbschaft um Delmenhorst (1647) und um die Herrlichkeit Knipphausen. Aber der Graf hatte wenig Freude daran. Seine Ehe, die er (1635) noch im Alter von 52 Jahren mit der 18jährigen Prinzessin Sophie Katharina von Holstein-Sonderburg geschlossen hatte, war kinderlos geblieben. „D,“ sagte er, „warum muß ich bestimmt sein, die Tür zuzumachen und den Schlüssel mit mir zu Grabe zu nehmen?“ Am 19. Juni 1667, im 84. Jahre seines Lebens, entschlief der letzte der oldenburgischen Grafen auf seinem Schlosse zu Rastede.

Sein Land zerfiel. Oldenburg und Delmenhorst kamen an Dänemark, Jever kam an Anhalt-Zerbst, Barel und Kniphausen erhielt der Graf Anton von Oldenburg. Die glänzende Gestalt des letzten Grafen aber blieb unvergessen und wird unvergessen bleiben.

7. Das oldenburgische Wappen.

Pleitner. Heil Dir, o Oldenburg! Oldenburg, 1901.

Wenn an den Tagen nationaler oder heimatlicher Feste die bunten Banner von den Dächern wallen, dann erblickt man neben dem schwarz-weißroten Banner des Reiches auch die blaurote Flagge des Oldenburger Landes. Auf dem roten Kreuz mancher Flagge bemerkt man noch das Wappen des Landes, und wer es an solchen Tagen aufmerksam betrachtet, wer die einzelnen Bestandteile studiert, dem steigt die Geschichte seiner Heimat empor, von deren Wachsen und Werden es zu erzählen weiß.

Die jetzige Gestalt des Oldenburger Wappens stammt aus dem Jahre 1829. In diesem Jahre übernahm der Großherzog Paul Friedrich August die Regierung. Am 28. Mai nahm er den großherzoglichen Titel an und bestimmte, das Oldenburger Wappen solle so angeordnet werden, daß die Veränderungen der letzten Jahrzehnte darin zum Ausdruck kämen. Das ist denn auch geschehen. Der Mittelschild dieses Wappens ist es, den wir auf den Flaggen, vor öffentlichen Gebäuden oder auf den Siegeln unserer Behörden schauen. Betrachten wir ihn näher und erforschen wir, was er sagen will. Der Schild ist ursprünglich in vier Teile geteilt. Dann aber ist zwischen die beiden unteren Teile eine Spitze eingeschoben. Jeder Bestandteil deutet auf einen Teil des Landes. Oben links sind zwei rote Balken im goldenen Felde, das ist das Wappen der alten Grafschaft. Das erinnert uns daran, daß der Sage nach der Kaiser Heinrich über den Schild des Grafen Friedrich zwei rote Striche mit dem Blute des erschlagenen Löwen gemacht hat. Vielfach ist diese Sage besungen, Maler haben sie im Bilde dargestellt, und allen Oldenburgern ist sie lieb und wert. Ganz besonders schätzte Anton Günther die alte Sage. Er ließ den Löwenkampf auf vergoldeten Bechern, geschnittenen Glaspokalen, ja, auf seinen Handschuhen anbringen. Seine Bücher waren mit dem Bilde des Löwenbezwingers gestempelt, und auf seinem Jagdschloß zu Rastede war die „Historie von Graf Huno, wie er mit dem Löwen gestritten“, in sechs Bildern dargestellt. (Huno und Friedrich sind übrigens geschichtliche Persönlichkeiten.) Rechts von diesem alten Stammwappen ist das sogenannte Delmenhorster Kreuz. Die Herkunft dieses ausgeschweiften und gekerbten goldenen Kreuzes im blauen Felde ist unbestimmt. Alte oldenburgische Geschichtsschreiber wissen zu erzählen, Karl der Große habe es den Grafen zugesprochen,

noch andere wieder sagen, Heinrich der Bogelsteller oder Heinrich der Vierte habe es ihnen verliehen. Unten links bemerken wir das Wappen des Hochstiftes Lübeck: ein schwebendes goldenes Kreuz im blauen Felde, darüber eine Bischofsmütze. Die Bischofsmütze deutet darauf hin, daß es ein Fürstbischof von Lübeck war, der von Holstein aus in die alte Grafschaft, der seine Väter entstammten, einzog. Unten rechts ist das Wappen des Fürstentums Birkenfeld. Es ist in Rot und Silber geschachtet, d. h. wie ein Schachbrett eingeteilt. Das Wappen von Birkenfeld ist eigentlich das Wappen der hinteren Grafschaft Sponheim. Das kleine Fürstentum, das aus gar vielen Teilen zusammengesetzt ist, gehörte zum größeren Teile der Grafschaft an. Betrachten wir jetzt die untere Spitze genauer, so bemerken wir darin einen goldenen Löwen im blauen Felde. Das ist der jeversche Löwe, den bereits Fräulein Maria führte. Schon unter dem Grafen Anton Günther erhielt der Löwe eine Krone. Das Wappen, das uns so an die einzelnen Teile unseres Landes erinnert, ist umgeben von dem sogenannten Wappenmantel, der mit Hermelin gefüttert ist. Darüber erhebt sich die Königskrone. Sie hat acht Spangen, von denen fünf sichtbar sind. Oben darauf ruht der Reichsapfel. Diese Krone kommt schon in der dänischen Zeit vor. Der erste Herzog Friedrich August und seine Nachfolger behielten sie bei. Vielfach herrscht die Sitte, fürstliche Wappenschilder mit dem Bande oder der Kette des Hausordens zu umgeben. So wurde in der dänischen Zeit das oldenburgische Wappen auf das „Danebrogskreuz“ aufgelegt und das Ganze mit dem Bande des Elefantenordens umwunden. Als der Großherzog Paul Friedrich August das oldenburgische Wappen neu ordnete, war der Haus- und Verdienstorden des Herzogs Peter Friedrich Ludwig noch nicht gestiftet. Seine Stiftung erfolgte erst am 27. Nov. 1838. Die Kette, die von den Großkreuzen mit der goldenen Krone zu tragen ist, wurde erst am 17. Januar 1863 gestiftet. Auf den Standarten des großherzoglichen Hauses finden wir seit 1882 diese Kette nunmehr wieder. Sie umgibt den gekrönten Wappenschild, der auf das rote Kreuz im blauen Felde gelegt ist.

Das Wappen, das wir nunmehr kennen gelernt haben, ist aber nur der Mittelschild des großen Staatswappens. Der Hauptschild stellt das Wappen der Herzöge von Holstein dar, sowie den schwarzen, kniphäusischen Löwen im goldenen Felde. Die einzelnen Wappenfelder sind: Norwegen, Schleswig, Holstein, Stormarn, Dithmarschen und Knipphausen. Das Ganze ist wiederum mit einem Wappenmantel bedeckt, der eine Krone trägt.

So erinnert uns das oldenburgische Wappen an die Geschichte unseres Landes, und es ist recht und billig, daß wir es näher betrachten, wo immer es uns entgegentritt.

8. Friesengruß.

Hermann Allmers. Dichtungen. 2. Aufl. Oldenburg, 1878.

Ich grüße dich, mein Friesenland,
Wo der Nebel wallt, wo die Woge braust,
Wo die Möwe schwebt und die Wildgans lärmt,
Mein Friesenland, mein Heimatland!

Vom hohen Deiche schrankenlos
Schweift hin der Blick über Land und Meer —
Hier ödes, weites, schlammiges Watt,
Dort reicher Fluren sonnig Grün;
Hier Möwenschrei, dort Taubenflug,
Hier das Fischerboot, dort das rasselnde Rad;
Und das Kirchlein dort uralte und ernst
Und wetterbraun auf kahler Wurt,
Und Rinderlaut und Sensenklang
Um den reichen, stattlichen Bauernhof.

Ich grüße dich, mein Friesenvolk,
Volk alter Freiheit, alter Kraft,
Das trotzig mit den Wogen rang
Und selber sich für Weib und Kind
Den teuren Heimatsboden schuf,
Das dieser Deiche starke Wehr
Aufwerfend zu den Fluten spricht:
„Bis hierher sollt ihr, weiter nicht!“
Das mit dem stolzen Gruß sich grüßt:
„Gala frya Fresena,“
Das seiner Freiheit Heiligtum
Lang gegen Pfaffenübermut
Und Adelsmacht verteidigte.
Nicht Männer zogen nur zum Streit,
Auch hohe Jungfrau'n, ernst und mild,
Und sanken bleich und blutend hin,
Gedenkend, als der Stahl sie traf,
Des Friesenspruchs: „Lieber tot als Sklav!“

Du prächtig Wort: „Lieber tot als Sklav!“
O brause du wie Nordlandssturm
Durch alle deutschen Herzen hin,
Vom meerbepülten Friesenland
Bis zu der Alpen Hochgebirg,
Und von den Alpen bis ans Meer
Erdröhne donnernd wieder her,
Rings alles rüttelnd aus dem Schlaf,
Du stolzes Wort: „Lieber tot als Sklav!“

Ich grüße dich, mein Friesenland,
 Wo der Rebel waltt, wo die Woge braust;
 Ich grüße dich, mein Friesenvolk,
 Wo noch Manneskraft und Freiheit haust!

9. Friesenstolz.

Gebichte von Georg Kufeler. Barel a. d. Jade. Verlag von J. W. Acquistapace, 1896.

1. Das gibt im Zirkus ein Drängen und Rufen,
 Das Schauspiel lockt, der Platz ist beengt.
 Sieh, wie auf den steingehauenen Stufen
 Das Volk der Römer lechzend sich drängt!
 Da endlich wird's still, nur surrendes Summen
 Durchdringt die blutgeschwängerte Luft,
 Bis unten durch Kraxen, Scharren und Brummen
 Die Stimme des Löwen nach Freiheit ruft.
2. Ganz oben, wo Sklaven und Pöbel stunden,
 Hat eine kleine, tapfre Schar
 In Bärenpelzen Platz gefunden,
 Wildtrotzige Männer im blonden Haar.
 Sechs Fuß hoch, alles sie überragen,
 Ihr Auge strahlt, wie der Himmel so blau,
 Und frei wie geborne Fürsten tragen
 Sie stolz die gewaltigen Glieder zur Schau.
3. Gesandte sind's, aus den Friesengauen
 Weithergekommen vom Nordseestrand.
 „Man führt uns schlecht,“ — sie runzeln die Brauen —
 „Was drängt ihr euch frech an unsern Stand!“ —
 „Oho, ihr Riesen in langen Haaren,
 Sind Sklaven wir auch, ein jeder hält
 So viel an Wert als tausend Barbaren, —
 Wir dienen Rom, und Rom ist die Welt!“
4. Verächtlich haben die Stolzen und Freien
 Dem belfernden Paß den Rücken gefehrt,
 Sie schreiten hinunter die Stufen und Reihen.
 „Das Volk der Römer macht schlecht den Wirt;
 Der Frieße ist nimmer zum Stehen geboren. — —
 He du! Wer sitzt dort auf Marmelstein?“ —
 „Die heiligen Jungfrau, die Senatoren
 Und die Könige all in glänzenden Reih'n.“
5. „Die Könige?“ — „Wohl, die mit uns verbunden
 Zu Romas Segen und eigenem Heil,
 Und allem, was königlich ward befunden,
 Dem wird ein ehrender Platz zu teil.“

Ha sieh! Da zuckt aus des Häuptlings Augen
 Nach Wetterleuchten ein strahlender Blitz:
 „Weil wir für anderen Platz nicht taugen,
 Ihr Freunde, hinab auf den Marmorstz!“

6. Der Frieſe iſt frei, ihn hat erzogen
 Das flutengeborne, ſelbſteigne Land,
 Wir zwingen die Rieſen, die mächtigen Wogen,
 Und halten ſie auf mit gewaltiger Hand.
 Wenn aber im Wetterſturm ſie uns wiegen,
 Dann flammt dazu der erhabene Tor,
 Entzündet die Herzen, und jauchzend ſie fliegen
 Wie Götterkinder zum Himmel empor.
7. Geht hin und ſucht auf weiter Erden
 Ein Volk, das edler als unſer Geſchlecht!
 Was ſchleicht und kriecht, getreten mag's werden,
 Was gern ſich biegt, das werde Knecht!
 Wer aber tief in der Bruſt die Flamme
 Der Freiheit mit eigenem Herzblut nährt,
 Der iſt von königlichem Stamme
 Und werde wie ein Fürſt geehrt.“
8. So ſprach er, und ruhig ſie abwärts ſchritten,
 Ein jeder Frieſe ein Fürſt und Held,
 Und ſetzen ſich ſtolz in der Könige Mitten
 Als freie Germanen und Herren der Welt. —
 O wohl dem Manne, dem ſtark und erhaben
 Im Buſen die würdige Schätzung ruht!
 Wer zahm ſich duckt, der laß ſich begraben,
 Der Freie allein iſt aus Königsblut.

10. Willehadus' Tod.

Plaitner. Heil Dir, o Oldenburg! Oldenburg, 1901.

- | | |
|--|---|
| <p>1. Wellen ſchäumen, Ruder rau=
 ſchen,
 Und ſtromauf ein Rachen zieht.
 Nebel wallen, Winde lauſchen
 Einem hangen Klageſied.</p> | <p>3. Zu den Sachſen, zu den Frieſen
 Brachteſt du das heil'ge Wort
 Unſers Heilands. Sei geprieſen,
 Sei geſegnet fort und fort!</p> |
| <p>2. Also tönt es: „Zieh in Frieden,
 Heil'ger Vater, Willehad',
 Ob du von uns biſt geſchieden,
 Bei uns weiſt du früh und ſpat!</p> | <p>4. Einmal noch zum deutſchen
 Norden
 Gilteſt du den Deinen zu.
 Aber von der Weſer Borden
 Rief dich Gott zur ew'gen Ruh!</p> |

5. Unser heil'ger, hoher Vater,
 Unser Führer, mild und hehr,
 Unser Hirte und Berater,
 Willehad, er ist nicht mehr!" —

6. Leis' verhallt das Lied, die Klagen
 Ziehn entlang den Weserstrom.
 Fernhin aus dem Nebel ragen
 Siehst du Bremens neuen Dom.

11. In den Ruinen einer Klosterkirche.

Germann Almers. Dichtungen. 2. Aufl. Oldenburg, 1878.

1. Sind auch ohne Dach die Reste
 Dieser mächtigen Abtei,
 Buchenlaub und Tannenäste
 Sorgen, daß es schattig sei.
 Wallen keine Weihrauchwolken
 Vom Altare durch die Luft,
 Hauchen doch die alten Fichten
 Ihren würz'gen Waldesduft.

2. Meßgeläut' und Mönchschoräle
 Schwiegen in den Mauern lang;
 Dafür dringt aus frischer Kehle
 Lust'ger Vöglein Waldgesang.
 Sonnenlicht und Wolkenschatten
 Spielen wechselnd ums Gestein,
 Und von oben strahlt der blaue
 Himmel durchs Gezweig herein.

3. Hoch auf Mauern, tief im Grunde
 Hier im Schiffe, dort im Chor
 Ringt ein reiches Pflanzenleben
 Freudig sich zum Licht empor;
 Und ein selig stilles Träumen
 Ist's im eingeschlossnen Grün,
 Wo aus alten, heil'gen Räumen,
 Wieder junge Lieder blühen.

12. Auf der Heide singt die Lerche.

Poppe. Am Zwischenahner See. Oldenburg, 1869.

1. Auf der Heide singt die Lerche
 In dem warmen Sonnenschein,
 Und es laden Kirchenglocken,
 Herz, auch dich zur Feier ein.

2. Endlich, endlich bist du wieder
 In dem lieben Heimatland!
 Wälder, Wiesen, Moor und Heide,
 Alles, alles wohlbekannt!

3. Unter grünen Lindenbäumen
 Winkst du, liebes Vaterhaus;
 Soll ich weinen oder jauchzen? —
 Herz, sei still und ruh dich aus.

13. Himmelfahrt.

Poppe. Marsch und Geest. Oldenburg, 1879.

1. Nu is dat Himmelfahrt, förwahr!
 De Sünn, de schient so warm, so klar!
 De Blomen bleit, de Spreen de fleit,
 Dat mi dat Hart in'n Liewe fleit.

2. Nien enzig Wull is in de Luft,
De Swalken seilt där blauen Duft,
Dat Ordel brummt, de Immen summt,
Un wat nich singen kann, verstummt.

 3. Ich kunn woll singen, wenn ich wull,
Alleen min Hart is väl to vull,
Is vuller Freid un sleit und sleit,
As wenn dat 'nup na'n Himmel geit.
-

Vierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

